Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 29. 5. 1938 | Nr. 22

Zuruf.

Nie war es unsere tiefste Not,
daß uns die Welt geschlagen
in Buße, Bann und Bettelbrot.
Stets wich die Nacht dem Morgenrot,
wir wuchsen im Entsagen.

Was uns an Mark uud Herzen frißt,
das hat kein Feind verstanden
mit neidischer Gewalt und List:
In unserm eignen Bruderzwist
so werden wir zuschanden.

Glüht über unsern Stirnen nicht
des einen Sternes Helle?
Blüht nicht auf unserm Angesicht
des einen Blutes Welle?
O faßt die Hand, die Bruderhand!
Laßt Eure Kräfte wehen
zu e ner Flamme hellem Brand!
So werden wir erstehen!

L. G. Kolbenheyer

Aus einem Brief des sudetendeutschen Lehrers Hartmichel.

Seien wir nicht ungerecht gegen unser Schicksal! Denn wir haben erkannt, daß das Schicksal nicht etwas ist, was vom Himmel fällt ohne unser Zutun und wieder aufsteigt ohne unsere Teilnahme. Wir entscheiden das Schicksal letzten Endes selbst, und wir wollen daher nicht ungerecht gegen uns sein. Wir stehen in einer Zeit des Wechsels und Wandels, aber auch in einer Zeit des Wachsens und Erkennens. Wir haben viel verloren, weil wir es zu wenig besessen. Nun ist unsere Aufgabe, es wieder zu gewinnen, um es ganz zu besitzen. Wir müssen den Unfall, der uns in den Osten geführt hat, als das nehmen, was er ist, und er ist eine Bestimmung so gewaltig und erhaben, daß kein Leid und keine Bedrängung, die wir ihretwillen erfahren, uns diese Bestimmung verkleinern kann. Wir deutschen Menschen im Osten stehen für eine Gemeinschaft, die sich durchgerungen hat durch ein ganzes Jahrtausend, und die schon im Augenblick des letzten Zusammenbruches begonnen hat, sich ihre endgültige Form zu schaffen. Wir stehen für diese Gemeinschaft und wollen nun auch, daß diese Gemeinschaft für uns stehe. Dafür kämpfen wir, dafür leiden wir, und dafür werden wir siegen! Denn ich kenne nur ein Glück, das Glück, ein Deutscher zu sein, einer des deutschen Ostens, des großen, heiligen, ewigen deutschen Ostens, dem wir leben und sterben, und dem wir immer wieder auferstehen, ein Schicksal tragend, das in uns begründet und beschlossen liegt.

Leni Riefenstahl abgelauscht:

„Zeitloses Dokument einer großen Idee."

In den nächsten Wochen und Monaten nimmt der Film von den Olympischen Spielen 1936 seinen Weg durch die Welt. Anderthalb Jahre sind seit den Spielen bis zu seiner Fertigstellung vergangen. — Nachstehend eine Schilderung der Arbeit Leni Riefenstahls und ihres Stabes, die mit der Aufnahme und Herstellung dieses Filmwerkes beauftragt wurde.

In Griechenland ging es los. Ihre Wagenkolonnen fuhren über die Straßen und Maultierwege des Peloponnes nach Olympia. Sie wollten die festliche Stunde aufnehmen, in der das heilige Feuer vom Himmel geholt und die erste Fackel, die das Licht nach Berlin weitertragen sollte, entzündet wurde.

Es war glühend heiß. Millionen Zikaden sangen unter uralten Ölbäumen. Die fünfzehn schönen jungen Griechinnen kamen feierlich aus dem Schatten der Säulen geschritten. Der Läufer schwang die Fackel mit dem heiligen Feuer und raste auf uns zu. Die Kameras surrten.

Die erste Probe ging daneben. „Stop, noch einmal!" rief Frau Riefenstahl. Und wieder nahmen die Kameramänner und Photographen ihre Plätze ein, lagen auf dem Boden, kletterten in Gruben, suchten den besten Blickwinkel, um die schönen Bilder festzuhalten und die klare festliche Atmosphäre zwischen dem dunklen Säulenwunder und dem Grün der Ölbäume einzufangen. Es war, wie gesagt, glühend heiß. Aber was machte ihnen das aus. Hier gab es kein Schlappmachen! Die Frau gab ihnen das beste Beispiel. Sie war da und dort, sie stand selbst hinter den Apparaten und stellte ein, sie kauderwelschte mit den Mädchen und sagte ihnen, wie sie schreiten müßten.

Der Läufer hatte eine gelbe Turnhose an. Man war sich einig, daß das „stilwidrig" sei. Was nun? Viel Überredungskünste, bis er sie auszog. Da wurde eben ein Handtuch so gebunden, daß es einen „antiken Schurz" abgab. Und dann wieder Probe, und noch einmal, solange, bis es klappte. Die Zeit eilte. In wenigen Minuten sprach draußen der Minister. Der Film mußte gut werden, das war die Hauptsache im Augenblick.

Dann begann zu allem Unglück noch das trockene Gras zu brennen, ein paar Funken der sprühenden Fackel hatten es entzündet. Alles, was kurbelte, alles, was müßig zusah, mußte mitlöschen. Die Luft glühte und war voller Qualm. Da soll einer einen künstlerischen Film aufnehmen können! Er wurde trotzdem aufgenommen.

Tag und Nacht schwang die Fackel über das Gebirge. Nacht und Tag fuhren die Wagen, standen die Kameraleute auf Posten. Sie kämpften gegen Hitze und Müdigkeit, sie kämpften mit begeisterten Menschen am Weg, sie standen im Wolkenbruch, der die Feiernden in Saloniki überraschte und stiegen und kraxelten mit Flüchen zum antiken Stadion von Delphi, das hoch oben unter der Felsenwand des Gebirges liegt. Aber sie nahmen dennoch auf.

Wenn Du das Glück hattest die Olympischen Spiele in Berlin mitzuerleben, dann wirst Du auch den Stab der Kameramänner und Photographen Leni Riefenstahls gesehen haben, die unter oder über der Aschenbahn, auf Türmen und in fast unsichtbaren Gräben mit ihren Apparaten arbeiteten, um das Bild der Kämpfer aufzunehmen, die Bewegung der Massen im gewaltigen Oval des Stadions, die Erschöpften und Angespornten, die Sieger und die Besiegten.

Sie nahmen 400 000 Meter Film auf! Es ist viel darüber gesprochen worden, warum der Einsatz an Menschen und Material für diesen Film so groß war, und warum er erst eineinhalb Jahre nach den Olympischen Spielen herauskommt. Leni Riefenstahl gibt uns die Antwort darauf: „Daß der Film erst eineinhalb Jahre nach den Olympischen Spielen fertiggestellt werden kann, liegt an der ungeheuren Materialfülle, die in Schnitt und Ton zu bearbeiten ist. Der Wert dieses Filmes aber wird durch die Zeit nicht beeinflußt, er ist das zeitlose Dokument einer großen Idee, ein Hymnus auf die Schönheit und auf den Kampf."

Man wollte einen künstlerischen und dokumentarischen Film drehen. Das Ereignis stellte sich nur einmal, es ließ sich nicht wiederholen und konnte nicht, wie beim Spielfilm im Atelier, wenn die erste Aufnahme mißglückte, noch einmal zitiert werden. So mußte z. B. der 100-Meter-Endlauf mit acht Apparaten aufgenommen werden. Denn es galt ja nicht nur ein filmisches Dokument zu drehen, sondern es kam weit mehr darauf an, die Atmosphäre des Laufs einzufangen, das Gesicht der Kämpfenden, den ausholenden Schwung der Beine und den Glanz fanatisch zum Ziel gerichteter Augen.

Die Kameras schwenkten mit, sie sahen die Läufer so, wie sonst kein Mensch im Stadion: von der Seite, von vorn, von oben, aus der Froschperspektive — und sie nahmen sie auf und bannten sie in der Zeitlupe, Großaufnahme, ganz oder halb oder auch nur einmal die federnden Füße, die geballten Fäuste.

Dann, nach der Griechenlandfahrt, nach 16 Tagen Aufnahme im Stadion, auf der Regatta in Grünau, auf der See, im Gelände und überall dort, wo Kämpfe stattfanden, begann die Arbeit in der Stille des Berliner Ateliers, die Sichtung, der Schnitt und die Tonbearbeitung. Sie saßen Tage, Wochen und Monate durch vom frühen Morgen bis in die Nacht. Leni Riefenstahl gab ihren Helfern das beste Beispiel; sie sah jeden Meter Film selbst durch, sie saß vor den Schneidetischen und entschied, sie ließ den ersten Filmstreifen überspielen, das war wohl das Schwerste: Die richtige Mischung von Sprache, Ton, Handlung, Musik und Geräusch. Zwischendurch Besprechungen.

Die unendliche Fülle des Materials mußte in 128 „Komplexe und Sportarten" unterteilt werden. Von rund 30 000 Metern ausgesuchtem Filmband waren 7000 Meter übriggeblieben! Und dann kam noch das Übersetzen in vier andere Sprachen.

Es muß noch gesagt werden, daß sich in diesem Film keine Einstellung wiederholt, daß das nicht verwandte Material zu 20 sportlichen Lehrfilmen zusammengestellt wird, und daß schließlich im Haus des Olympischen Films in Berlin-Neukölln aus diesen Aufnahmen wohl eines der reichhaltigsten und umfassendsten Photo-Archive des Sports aufgebaut wird.

Lucie Rosenberg.

Leo Weismantel:

Die Schlüsselblume.

Eine Legende.

Wie glaubt ihr wohl, daß es im Himmel hergeht? O du lieber Himmel! Da tanzen die Engel den ganzen Tag auf der Wiese Ringel-Ringel-Reihe, essen zu Mittag Dampfnudeln, jeden Tag Dampfnudeln! Du aber meinst, es müßten Bratwürste sein, sonst verlohne es sich nicht, in den Himmel zu kommen. Und wenn sie den ganzen Tag über getollt und gescherzt haben, legen sie sich des Abends in daunenweiche Betten und schnarchen, daß die Sterne vom Himmel fallen.

Das kann schon sein.

Aber jetzt will ich euch von der Himmelspforte erzählen, durch die ein jeder durch muß, ehe er in den Himmel darf. An dieser Pforte sitzt gar wachsam Sankt Peter, und der läßt keinen durch, ehe daß er ihn auf Herz und Niere geprüft hätte. Bei Sankt Peter in der Wachtstube liegt ein großes Buch, in dem ist alles verzeichnet zu finden, was man nur immer von einem Menschen wissen kann: wann er geboren ist und wann er sterben wird, und was er an Gutem und Bösem dazwischen getan, ja selbst gedacht hat, — kein Härlein fällt vom Kopfe, ohne daß es nicht hier verzeichnet wäre.

Zumeist kennt Sankt Peter die Ankommenden schon von weitem und weiß aus dem Gedächtnis, wie es um jeden steht; dann ruft er einem Engel etwas zu, und der Engel schreibt und stellt so, wie Sankt Peter es befohlen, einem jeden seinen Quartierzettel aus, — dann kann es hineingehen in den Himmel.

Oho! Halt an! So einfach geht das nicht! Nur jene, die weiße Quartierzettel haben, dürfen durch die Pforte; jene aber, die rote Zettel erhielten, weil sie auf Erden böse waren, müssen hinab zur Hölle trollen!

Ach, da kam einer, der konnte auf Erden das Lügen nicht lassen, und als er nun auf seinen Quartierzettel sah, den Sankt Peter ihm mit einem grimmigen Blick gegeben hatte, stand darauf: „Franz Lügensack, — Hölle, drittes Stockwerk, Quartier zur Zungenschrubbe". Da ward ihm angst und bange. Denn wißt ihr, was das für ein Quartier ist, das Quartier zur „Zungenschrubbe"? Da wird den armen Tröpfen die Zunge mit einem Haken herausgezogen, dann sieht man die Lügen wie kleine Bläschen auf der Zunge sitzen. Jetzt kommen die Teufel mit kleinen, eisernen Bürsten und Kübeln voll Salzsäure und schütten dem armen Sünder die Salzsäure auf die Zunge und schrubben mit den eisernen Bürsten, bis alle Lügen fort sind, und das will nicht aufhören. Nun könnt ihr euch denken, wie es Franz Lügensack zumute war, als er auf seinem Quartierzettel las: „Quartier zur Zungenschrubbe". Der arme Tropf stand da vor der Himmelspforte und vor dem Steg, der hinab zur Hölle führt, und konnte den Mut nicht fassen, in sein Quartier zu gehen.

Kam dort zur selbigen Zeit ein anderer Kerl, der war auf Erden aller Arbeit gern durchgelaufen, hatte sich seinen warmen Platz in der Sonne gesucht und dort am hellen Tage geschlafen. Als der auf seinen Quartierzettel sah, den Sankt Peter ihm mit grimmigem Blick gegeben hatte, da las er: „Andreas Drückenberg, — Hölle, viertes Stockwerk, Quartier zur Sohlenschmiere". Wißt ihr, was das ist, das Quartier zur Sohlenschmiere? Da werden die armen Tröpfe, die auf Erden aller Arbeit davongelaufen, auf einen eisernen Esel gesetzt, daß ihnen rechts und links die nackten Beine herunterhängen. Die bloßen Sohlen der Füße aber werden mit Salz beschmiert, dann kommen Höllengeißböcke und lecken das Salz von den Sohlen. Das kitzelt so arg, daß die armen Tröpfe in einemfort lachen müssen, bis ihnen fast die Rippen zerbersten vor lauter Schmerz.

Da stand nun Andreas Drückenberg unentschlossen bei Franz Lügensack, und sie wußten beide nicht, wie sie dem Verhängnis entgehen sollten, in das sie sich selbst durch ihre Lügen und ihr Faulenzen gebracht.

Nun sahen sie aber einen Dritten, — das war Peter Türenknack, — der hatte auf Erden die Tage schlafend hingebracht, doch des Nachts war er stets vor die Häuser der Reichen geschlichen, hatte mit falschen Schlüsseln, die man „Dietriche" nennt, die Türen aufknackt, war in der Dunkelheit in die Stuben geschlichen und hatte, während die Menschen schliefen, gestohlen, was er an Kostbarkeiten nur fand und tragen konnte, und diesem Peter Türenknack hatte Sankt Petrus auf den roten Quartierzettel schreiben lassen: „Hölle, fünftes Stockwerk, Quartier zur Daumenzwicke". Wißt ihr, was das ist, das Quartier zur Daumenzwicke? Da werden den Dieben Finger um Finger in glühende Schrauben gelegt, dann fangen die Teufel an, die Schrauben zuzudrehen. Ihr könnt euch denken, wie weh das tut, und wenn ihr's euch nicht denken könnt, so zwickt euch die Finger nur einmal in der Tür, vielleicht merkt ihr dann, um was es geht, und könnt begreifen, daß der arme Peter Türenknack da vor der Höllentüre stand, sich hinterm Ohr kratzte und nicht die mindeste Lust besaß, in sein Quartier zu gehen.

Was machen? Dem Unheil war so leicht nicht zu entgehen; denn Sankt Peter meldete jeden, der einen Quartierzettel für die Hölle erhalten hatte, durchs Telephon beim Teufel an, und wenn die armen Tröpfe nicht rechtzeitig in ihrem Quartier eintrafen, wurden ein paar Teufelsschutzmänner ausgesandt, die Säumigen zu holen.

Peter Türenknack entschloß sich zunächst, es aufs Äußerste ankommen zu lassen. Er streckte seinen Quartierzettel ruhig in die Tasche. Doch als er die Hand in die Tasche steckte, da ging auf einmal ein helles Leuchten der Freude über sein Gesicht. Ei, da stak ja in der Tasche noch sein Dietrich, mit dem er auf Erden so viele Türen aufgeknackt! Warum sollte er es nicht einmal versuchen, auch im Himmel eine Tür aufzuknacken und sich in verbotene Gemächer zu schleichen? Er sah sich um, und da Sankt Peter

Das Kleid der Gemeinschaft.

Ehrwürdige Volkstrachten in Oesterreich.

Von Josef Friedrich Perkonig.

Tracht kommt von Tragen. Und in diesem schweren, selbstbewußten Worte vom Tragen drückt sich ein edler Stolz aus; denn es ist anders, ist mehr als nur ein Kleiden: es ist das äußerliche Bekenntnis zur Gemeinschaft. So schufen sich die Landschaften ihre Uniform, so trennte sich mit dieser Tal von Tal, ja, Dorf von Dorf; sie überboten einander, um gesondert zu sein, schon durch den Anblick, nicht erst durch den Namen.

Aber dann: Mann und Weib konnten nicht in einem nüchternen Gewande das geheimnisvolle Bauernjahr durchwandeln. Die Natur, die ihre Jahreszeiten selbst mit so vielen Trachten zu umhüllen verstand, lehrte sie, eine Tracht zu tragen, in der sie bei uraltem Hausrat und Zinngeschirr, neben Bildstöcken und Wegkapellen unter geschmiedeten Kreuzen und bemalten Grabbrettern daheim waren.

Immer den christlichen vier Letzten Dingen nahe und dabei noch von heidnischen Dämonen umwittert, versteckte der österreichische Bauer an der Tracht in unscheinbaren Dingen wie Aufputz, Stickerei und sonstiger Zeichnung christliche und heidnische Symbole; denn stets erneut bittet der ländliche Mensch um Fruchtbarkeit in jeglicher Form und wehrt den bösen Geistern. Die gleiche Ordnung, die Mythisches mit Irdischem zu vereinen suchte, schied die Trachten streng nach dem Sin der Bestimmung: Werktagskleid ist nicht Feiertagskleid, ein Bursch kein Mann, ein Mädchen keine Frau. In manchen Trachten verfeinerten sich diese abstufenden Merkmale so sehr, daß sie ein Zeugnis waren für Alter, ledigen Stand, Ehe oder Witwentum.

Man muß bei allen diesen wirklichen Trachten, die nicht nur ein bunt verbrämtes Allerweltskleid sind, sondern ein Stück der fröhlichen volkstümlichen Maskerade, einen langen Atem haben, um ihre hundert Einzelheiten aufzuzählen. Eine ist so wichtig wie die andere, keine von ihnen darf fehlen; denn erst ihre Summe gibt das runde richtige Bild.

Man hört in dem Ton eines kärntischen Gewährsmannes, der die seltsame Tracht der Gailtalerin beschreibt, deutlich die wichtigtuerische Sorgfalt, deren sich die schäumende Erfinderlust des Volkes bedient, damit ja nicht die allerletzten Schnörkel verschwiegen bleiben. Er redet hier, die Fülle der schöpferischen Gabe ausbreitend, nicht nur für seinen Einzelfall, wenn er, in Worten eine Museumspuppe bekleidend, berichtet: „Hohe Schnürschuhe, deren Oberteil gesticktes Tuch bildet, und glatte weiße Strümpfe, oder ausgeschnittene Schuhe und weiße Zipfelstrümpfe mit sichtbaren roten Strumpfbändern, ein kurzer, kunstvoll gefälteter Kittel aus meist dunklem Hauszeug (braun, schwarz, mit grüner Borte eingesäumt, dunkelblau, dunkelrot, violett) mit einem eng anliegenden, schwarzen, rotgesprenkelten Leibchen, mit Spitzen besetzte Hosen, ein sehr weiter gestärkter und ein ganz enger weißer Unterkittel, der gerade so viel vorsteht, daß es beim Gehen weiß schimmert, ein weites und langärmeliges Überhemd, dessen breiter, in kleine Falten gelegter Kragen, spitz zulaufend, bis zur Rückenmitte reicht und das vorne ein buntes dreieckig zusammengelegtes Blusentuch mit Fransen deckt, dessen eine Ecke am Hemd oben festgenadelt ist, während die beiden anderen Ecken hinten unter den mit Federkielen gestickten Ledergürtel gesteckt sind, der die Mitte umschließt und von dem ein Teil mit bunten Seidenbändern über die schwarze, rot gesprenkelte Schürze hinabfällt, und ein buntes Kopftuch aus Tibet oder Seide und darüber allenfalls noch eine weiße, reich gefaltete Haube."

So reich an Einzelheiten nämlich wie diese eine Tracht, zu der immer wieder ein letzter Schmuck, eine abändernde Ergänzung hinzuerfunden scheint, sind auch andere. Ihre verwirrende Vielfalt ist längst eine eigene Wissenschaft geworden; und es muß sich ihr ganz ausliefern, wer über diese köstliche Kostümkunde des Alpenlandes erschöpfende Auskunft geben wollte. Alle möglichen Stoffe mußten der Tracht dienstbar sein: Tuch, Filz, Leinwand, Garn, Leder, Samt, Seide, Taffet, Gold, Silber, Flitter, Glasperlen, Felle, Wildhaare und Wildfedern, Hirschgrandeln, und wahrscheinlich sind in dieser Aufzählung noch immer ein paar vergessen. Die Maße, Schnitte und Formen waren nicht selten so unbekümmert frohe Dichtung wie irgend ein Volksspiel, ein Volkslied. Die Gewänder reizen zum Lachen oder stimmen zum Ernst; sie verkleiden den Menschen für die verschiedenen Akte des ländlichen Tages, des bäuerlichen Jahres.

Auch die kleine alpenländische Stadt, durch deren Gassen der Hauch der grünen Umgebung weht und zu deren Hauptplatz der Duft jeglicher Blüte des Bauernlandes reicht, hatte ihre Tracht. Doch für den Bürger, der in seiner äußeren Würde immer etwas gemessener ist als der Bauer, in dem noch die wilde Freude an der satten Farbe, an dem kühnen Schnitt und der ungewöhnlichen Form lebendig blieb, war diese Tracht eben nur ein Kleid, während der ländliche Mensch, seine Lust an reicher Form und Farbe daran stillend, Sinnbider seines religiösen Kultes und Aberglaubens darin verflechtend, nicht selten von einem förmlichen Prunkrausch besessen, der in Gold, Samt und Seide wühlte, seine Kostüme in einer wahren Künstlerlaune schuf. Nicht umsonst mündeten in dem Österreicher die Blutströme der zwei kunstbegabtesten deutschen Stämme: der Bajuvaren und der Franken.

Diese eigenartigen Röcke und Spenzer, Hüte und Hauben, verschwenderisch mit Zierat beladen, scheinen alt und uralt zu sein — und sind doch zumeist jünger als ihre Verwandtschaft: Hausrat, Sitte und Brauch. Man möchte es nicht glauben, und doch ist es so: die allerwenigsten der Trachten kommen aus fernerer Zeit als dem Ende des 18. Jahrhunderts. Nur die Tracht der Walserin in Vorarlberg geht bis zum Jahre 1500 zurück; sie ist neben der hessischen Frauentracht die älteste auf deutscher Erde. Die Bauerntracht ist übrigens nicht selten nur das altmodisch gewordene, bäuerlich umgeformte bürgerliche Gewand — sie wäre demnach vereinzelt eine Nachahmung älterer vornehmer Ahnenschaft. Manche ihrer Stücke freilich sind ehrwürdige Überbleibsel; und man würde, ihrem Ursprung nachforschend, von seltsamen historischen Zusammenhängen überrascht werden. Denn über viele Jahrhunderte reichen sie hinweg: Kopfputz, einer Brautkrone ähnlich, der Wetterfleck, der kragenlose Schalk, der Brustfleck aus Leder, der breite Ledergurt, mit Zinnieten beschlagen oder mit Pfauenfedern ausgestickt, der Bundschuh, die Haubenklappe der Männer und der breitkrempige Hut. Immer wieder formten mannigfache Einflüsse an ihnen, Heimat, Welt, Geist und Ungeist der Zeit.

Es ist ein langsamer, unaufhaltsamer Tod, den die Trachten zu sterben begannen. Es ist ein rührendes, aber nutzloses Bemühen, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Denn auch dort, wo sie aus alten Truhen und Schränken wieder auferstehen, um bei Hochzeit, Begräbnis, Kirchtag eine liebe alte Welt vorzutäuschen, ist es nur eine wehmütige Urständ, die sie feiern; denn die Gestalten müssen in die Tracht hineingeboren sein, nicht aber die Gewänder der Urväter zu einem Aufzug hervorgeholt werden.

Ein Weltmann gibt Lehren.

Aus einem alten Büchlein.

Ein gütiges Geschick spielte mir dieser Tage ein gar köstliches Büchlein in die Hände, das wahrscheinlich nur noch in alten Bibliotheken sein Dasein verträumt und doch so vieles, Lustiges und Komisches, aus jener Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm, erzählen kann. Es nennt sich „Der Weltmann. Neuestes Complimentierbuch oder Anweisung in allen Verhältnissen des Lebens, sich höflich und angemessen zu betragen." Ein „Vademecum" ist es, „für jüngere und ältere Personen beiderlei Geschlechts", ein Wegweiser in der damaligen gespreizten Art der Galanterie, und wir finden darin alles, was der liebende Jüngling und die sittsame Maid zum geselligen Verkehr benötigten, nämlich seltsam gedrechselte Phrasen, zierliche Redewendungen, umständliche Komplimente und wohl abgewogene Regeln des guten Tones, ja sogar eine Anweisung, die Halsbinde in verschiedener Art zu knoten.

Das Studium jenes Büchleins mußte die schüchternste Verschämtheit sehr bald zum liebenswürdigsten Schwerenötertum wandeln, denn welches „Frauenzimmer" — so wird das schöne Geschlecht durchweg bezeichnet — wird kalt geblieben sein, wenn der schmachtende Liebhaber herantrat und ein „stehendes Kompliment" — es gab außerdem noch „gehende" und „sitzende" — vollendete, bei dem es „fehlerhaft" war, „wenn man dabei das altfränkische Fußscharren machte oder fest mit beiden Füßen stehenblieb", sowie folgende Worte flötete:

„Es wird für mich sehr schmeichelhaft sein, wenn mir die Ehre zuteil würde, an Ihrer schönen Hand den Tanz machen zu dürfen, wozu soeben angetreten wird."

Selbstverständlich gönnte sie ihm die Ehre und flüsterte errötend: „Wenn es Ihnen Vergnügen macht, mein Herr, so bin ich so frei, Ihr gütiges Anerbieten anzunehmen, nur muß ich bitten, etwas Nachsicht mit mir zu haben, denn ich bin keineswegs eine fertige Tänzerin."

Nahte sich der junge Mann seiner Angebeteten mit einem Blumenstrauß als Zeichen seiner Verehrung, so waren die Worte zu sagen:

„Überzeugt von Ihrer Güte und Freundlichkeit wage ich es, Ihnen, schöne Demoiselle, ein kleines Bukett zu überreichen. Sollte es nicht ganz nach Ihrem Geschmack sein, so hoffe ich, daß Sie es meiner Unerfahrenheit in Putzsachen zuschreiben und mich nicht durch Zurückgabe desselben kränken werden."

Ist der Tanz nun vollendet, so hat der Jüngling in folgende Rede auszubrechen: „Meinen innigsten Dank für die mir erzeigte Ehre und für das große Vergnügen, welches Ihre holde Anmut mir verursacht hat. Wurden von mir Fehler bei dem Tanze begangen, so sind sie aus zu großer Bewunderung über Ihre Kunstfertigkeit, die mich alles zu vergessen verleitete, entstanden."

Worauf das „Frauenzimmer" etwas zu entgegnen hat, und zwar:

„Für Ihr schmeichelhaftes Lob bin ich Ihnen sehr verbunden, muß aber zugleich bedauern, daß meine Gesundheit verlangt, eine kleine Pause eintreten und einige Tänze vorübergehen zu lassen."

Da der Ball sich seinem Ende nähert und sich das „Frauenzimmer" bereits entfernt, stammelt der schmachtende Jüngling:

„Sie eilen zu früh nach Ihrer Wohnung und rauben diesem Saal die schönste Zierde. Ist aber Ihr Entschluß unerschütterlich, so erlauben Sie mir wenigstens, die Ehre zu haben, Ihnen meinen Arm anbieten und Sie nach Ihrer Wohnung begleiten zu dürfen."

Selbstverständlich muß die Holde sich erst ein wenig zieren, dann darf sie verschämt antworten: „Wenn Sie mit meiner geringen Unterhaltung zufrieden sind, so bin ich so frei, Sie durch die Annahme Ihres gütigen Antrages zu belästigen."

Wenn der galante Ritter nun vor der Tür Abschied nimmt, empfiehlt er sich folgendermaßen: „Noch einmal wiederhole ich meinen ergebensten Dank für die heutigen vielen Beweise Ihrer Güte, daß Sie meine Bitten, nicht nur zur Teilnahme am Tanz, sondern auch zur Begleitung auf Ihrem jetzigen Rückwege bereitwillig erfüllt haben. Jetzt bleibt mir noch eine Bitte übrig, daß Sie mich nicht ganz vergessen, und mein Bestreben, Ihnen wieder die Erinnerung an meine Person ins Gedächtnis zurückzubringen, gütig aufnehmen würden." Als Einschaltung bemerkt „Der Weltmann" hierzu: Ist der Herr mit der Dame schon etwas genauer bekannt, so kann er sich ein Küßchen ausbitten, und hat er erst eins, so erhält er auch leicht mehrere. Aber nicht immer ist die Schöne willfährig, sie hat auch ihre Mucken. Und so kann es geschehen, daß sie auf seine Einladung: „Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Billett zum heutigen Schauspiel zu überreichen und bitte Sie, mir gütigst die Stunde anzuzeigen, wo ich die Ehre haben kann, Sie haben zu begleiten" schnippisch erwidert: „Überhaupt bin ich keine Freundin von dergleichen Unterhaltungen und danke Ihnen daher verbindlichst für die Mühe, welche Sie sich meinetwegen gemacht haben."

(Rhein. Westf. Zeitg.)

Frankreichs Bevölkerung nimmt nicht zu!

Die Bevölkerungsbewegung Frankreichs ist nach der neuesten Statistik von 1937 weiterhin ungünstig: 616 863 Lebendgeborene (gegen 630 059 des Jahres 1936), Eheschließungen 274 192 (279 743), Scheidungen 23 614 (21 987), Nur die Totgeborenen von 1937 sind, mit 23 006 gegen 23 663 von 1936, absolut genommen geringer, ebenso die Gestorbenen von unter einem Jahr (40 084 gegen 42 243 im Jahre 1936). Auch die Todesfälle der über Einjährigen sind nur 588 519 gegenüber 599 896. Doch hängt dieser Rückgang mit dem der Geburtenzahl zum Teil zusammen

Die Gesamttodeszahl ist 628 603 gegen 642 139 im Jahre 1936. Die Todesfälle überwogen über die Geburten nur um 11 740 (gegen 12 080 des Vorjahres). Es bleibt also der allgemeine Rückgang der Geburten und Eheschließungen nebst Steigerung der Scheidungen. Auf 10 000 Einwohner kommen jetzt nur noch 131 Eheschließungen (gegen 134), 147 Lebendgeborene (gegen 150) und 150 Todesfälle (gegen 135). Der Überschuß der Todesfälle ist proportional der gleiche geblieben. Von 1000 Geburten sind 65 (gegen 67) unter einem Jahr gestorben. Nur durch die verminderten Todesfälle hat Frankreich um eine winzige Bevölkerungszahl zugenommen: 340 Menschen! Kurz: Überalterung, Geburtenschwund, verringerte Eheschließungen und vermehrte Scheidungen.

---

eben gerade mit neuen Ankömmlingen sehr beschäftigt war, benutzte er den Augenblick, um die Pforte herumzuschleichen, die Mauer entlang, die um den ganzen Himmel führt. Aber Franz Lügensack und Andreas Drückenberg hatten ihn doch belauert und schlichen ihm nach und setzten ihm zu und drohten ihm, daß sie ein großes Geschrei vollführen wollten, wenn er sie nicht mitnähme. So nahm er sie denn mit, und es gelang ihm auch, des Nachts, als im Himmel alles schlief, eine heimliche Hinterür des Himmels aufzuknacken und hineinzuwischen.

So waren sie denn im Himmel drinnen; aber sie sahen sehr zerlumpt und zerrissen aus, und so schlichen sie sich in dieser Nacht noch durch die Gassen der himmlischen Stadt hindurch ins Zeughaus, in dem die neu ankommenden Heiligen ihre himmlischen Kleider erhalten. Auch hier knackte Peter Türenknack die Tür auf; dann stahlen die drei sich schöne, weiße Gewänder, vergaßen auch die Flügel nicht, kurzum, sie kleideten sich völlig neu. Aber nur der Peter Türenknack, der ans Stehlen gewohnt war und die nötige Ruhe hatte bei diesem Geschäft, hatte sich ein Kleid ausgesucht, das ihm so ziemlich paßte. Franz Lügensack dagegen erwischte das lange Kleid, das einem heiligen Bekenner zugedacht war, und das eine lange Schleppe hatte, daß der arme Franz Lügensack immer auf sie trat und stolperte. Andreas Drückenberg aber erwischte gar das Engelshemdlein eines kleinen, braven Kindes, das viel zu eng war und gleich zerriß.

So sahen doch die zwei von den dreien höchst verdächtig aus, als sie am nächsten Morgen durch das himmlische Jerusalem spazieren gingen, und mancher Heilige blieb stehen und schüttelte den Kopf und sah den dreien höchst verwundert nach. Doch ließ man sie gewähren. Um die Mittagszeit aber, als die drei in den himmlischen Speisesaal kamen und es Dampfnudeln gab, da vergaßen die drei einen Augenblick, wo sie waren. Andreas Drückenberg, der so gerne Dampfnudeln aß, fing ein lautes Gejohle an und nahm sich viel mehr heraus, als schicklich ist, und schmatzte so sehr beim Essen, daß alle Himmlischen sich höchst verwunderten. Franz Lügensack aber, der keine Dampfnudeln mochte, nahm sich nur ein ganz klein wenig heraus, und stocherte mit seiner Gabel darin herum, kratzte sich dann auch gleich mit der Gabel im Haar, denn er hatte einen Floh mit in den Himmel gebracht. Peter Türenknack aber, der frechste, schlug mit beiden Fäusten fest auf den Tisch und schrie, was das für ein Fraß sei, für ein „Saufraß", und er wolle Bratwürste und ein Maß Bier.

Da ging die Türe auf und Sankt Peter kam herein.

Ei, wen er da erblickte! Als Sankt Peter die drei Halunken sah und erkannte, wie die hineingekommen waren, — denn inzwischen hatte schon längst ein wachsamer Engel ihm gemeldet, daß das Schloß im Kleiderhause und eine Hintertür des Himmels nicht mehr recht schließen wollten, — da kriegte er doch einen Schreck vor solcher Frechheit, daß er die Finger spreizte und seinen großen Schlüsselbund aus der Hand fallen ließ.

O je, der Schlüsselbund fiel durch den Boden des himmlischen Speisehauses hindurch, von Wolke zu Wolke, bis auf die Erde, und im Fallen zerriß der große Reif, an dem die Schlüssel hingen, und so flogen die Schlüssel nach allen Seiten auseinander. O weh, o weh, wie schrie Sankt Peter da entsetzt von diesem doppelten Malheur! Da sprangen nun rasch ein paar Engel ans Telephon und meldeten in die Hölle, daß drei Einbrecher im Himmel seien, und es kamen drei Teufel und holten Peter Türenknack und Franz Lügensack und Andreas Drückenberg. Da half ihnen nichts, sie mußten in ihre Quartiere hinab zur Daumenzwicke, zur Zungenschrubbe und hinab zur Sohlenschmiere.

Da sprangen aber auch gleich ein paar Engel von Wolke zu Wolke, nahmen oft zwei Wolken auf einmal, sprangen hinab auf die Erde, Sankt Peter wieder die verlorenen Schlüssel zu holen.

Nun war es aber geschehen, daß die Schlüssel Sankt Peters auf eine weite Wiese gefallen waren, und wie immer es geht, wenn Erde und Himmel sich berühren, so war auch hier schon ein Wunder geschehen. Wo immer ein solcher Schlüssel auf die Erde gefallen war, hatte er ein kleines Löchlein in die Erde gebohrt, und als nun die Engel kamen und die Schlüssel wieder auflasen, da waren aus diesen Löchlein durch den Zauber der Berührung mit den himmlischen Schlüsseln wundersame, goldene Blumen aufgesprossen.

Wißt ihr, was das für Blumen waren? Ihr kennt sie und habt sie alle im Frühjahr schon gepflückt: die Schlüsselblumen, ja, die Schlüsselblumen!

Sie schließen das Frühjahr auf in jedem Jahr, und mit ihnen wird viel Himmlisches auf der Erde sichtbar, und wer sie pflückt, dem kann das Wunder begegnen, von dem ich jetzt noch sagen will:

Gebt acht! Wenn ihr auf eine Wiese tretet und Schlüsselblumen pflückt, dann pflückt eine erste und sprecht dazu ein frommes Gebet, und dann pflückt eine zweite und nehmt euch vor, daß ihr an diesem Tag ein Gutes tut, und dann pflückt eine dritte, und wenn euch ein Unrecht geschehen ist von den Menschen, so tragt es still und ohne Trotz und erleidet Unrecht um Gottes willen; und pflückt ihr so einen Strauß, so kann es einmal geschehen, daß eine der Blumen, die ihr in den Händen haltet, sich plötzlich wieder in einen goldenen Schlüssel verwandelt, der in irgendein Tor des Himmels paßt.

Versucht es nur in jedem Jahr, und wenn euch in diesem Jahr dies Wunder nicht begegnen will, versucht es in einem zweiten, einem dritten Jahr, und hört nicht auf daran zu glauben und immer wieder es zu versuchen, dann wird es euch ganz gewiß einmal — und sei es auch erst in der letzten Stunde eures Lebens — begegnen, daß die irdische Blume in eurer Hand sich in einen Schlüssel des Himmels verwandelt.

Aus „Die Blumenlegende" von Leo Weismantel, Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.